

begonnen, eine Filmstadt aufzubauen. In Schloß Biebrich bei Wiesbaden hat Curt Oertel eine Meisterschule für Kameraleute eingerichtet. Die hauptsächlichsten Zentren der verschiedenen in- und ausländischen Filmverleihe befinden sich in Berlin, München, Hamburg, Baden-Baden, Frankfurt am Main, Düsseldorf und Stuttgart.

Damit sei dieser erste Überblick abgeschlossen. Ein Beitrag über „Katholische Filmarbeit“ soll in einem der nächsten Hefte folgen.

Umschau

WEGE NACH FRANKREICH

Es ist einer der Widersprüche unserer an Widersprüchen so reichen Zeit, daß unser westliches Nachbarland heute im Zeitalter des Luftverkehrs für uns in einer größeren Ferne liegt als zur Zeit der Postkutschen. Zwar leben noch viele unserer Landsleute als Gefangene oder Arbeiter in Frankreich und weilen mehr Franzosen denn je im deutschen Westen, und in günstigen Fällen wird ein gegenseitiges Sich-Verstehen und Sich-Schätzen daraus erwachsen, aber in der Mehrzahl der Fälle wirkt solch erzwungenes Beieinandersein sich eher ungünstig aus. Es kann die geistige Fremdheit geradezu steigern und dem Vorurteil nur Bestätigungen liefern. Der französische General Schmittlein, Directeur de l'Education Publique in Baden-Baden, stellt fest, daß im französischen Volk die Bitterkeit gegen uns noch nicht geschwunden ist, und daß umgekehrt die französische Besatzung nicht dazu angetan sei, die Sympathie des Deutschen für Frankreich zu fördern¹.

Das ist die Lage, wie wir sie sehen müssen. Schönrederei hilft da nicht. Schon droht der Rückfall in eine Haltung, die wir als Europäer und als Christen unbedingt überwinden müssen. „Frankreich und Deutschland müssen sich einigen; denn sonst sind wir alle verloren“ (Distelbarth). Bischof Theas von Lourdes, der in einem deutschen Konzentrationslager gefangen gehalten wurde, ist zur Ostertagung 1948 der Pax-Christi-Bewegung nach Kevelaer gekommen und hat uns zugerufen: „Ich grüße das gesamte Deutschland und bringe ihm den Bruderkuß des christlichen Frankreichs“, und Kardinal Frings von Köln hat geantwortet: „Wir schlagen ein in die Bruderhand; möchte diese Verbindung niemals mehr abreißen.“ Das ist Ernstmachen mit der christlichen,

alle völkischen Spannungen überbrückenden Bruderliebe. Aber solche Gesinnung darf nicht auf eine seltene Feierstunde beschränkt bleiben. Sie muß ins Volk getragen, sie muß im Alltag aufgerichtet, sie muß in mühsamer und geduldiger Kleinarbeit verbreitet werden. Sie leuchtete in Kevelaer, bei der gemeinsamen Mutter aller Völker, als Ziel und hoher Gipfel vor uns auf. Aber es muß noch viel Schutt abgetragen, unzählige Mißverständnisse müssen ausgeräumt und viel Güte und Verstehen muß gepflanzt werden, und es muß viel verziehen werden, ehe breite und gangbare Straßen zu diesem Gipfel führen.

Man mag über das neue Buch von Paul Distelbarth, „Franzosen und Deutsche“, denken wie man will: es ist aus ehrlichem Willen für die Verständigung geschrieben². Es greift energisch viele alteingewurzelte Vorurteile an; man muß wohl sagen zu energisch, jedenfalls psychologisch nicht immer sehr glücklich. Distelbarth vertritt von neuem seinen Lieblingsgedanken, den er schon in seinem ersten Werk „Lebendiges Frankreich“³ vorgetragen hat, daß der französische Mensch im Grunde ein bäuerlicher Mensch sei, ein Mensch der Stete und friedlicher Gesinnung. Dagegen sei der Deutsche wesentlich Krieger, und vor allem Krieger, und darum der ständige Ruhestörer und Friedensbrecher. Distelbarth hat lange in Frankreich gelebt und unmittelbar beobachtet, und die Tatsache, daß er seine These schon 1936 mutig vertrat, sollte ihn vor Verdächtigungen schützen. Aber Distelbarth schadet seiner eigenen Absicht durch übergroße Ver-

² Franzosen und Deutsche — Bauern und Krieger (216 S.) Stuttgart-Hamburg 1946, Rowohlt Verlag.

³ Lebendiges Frankreich (382 S.) Berlin 1936, Rowohlt Verlag; vgl. auch vom selben Verfasser: Neues Werden in Frankreich (397 S.) Stuttgart 1938, Ernst Klett Verlag.

¹ Universitas, Sonderheft Frankreich, November 1947, Tübingen, Préface.

einfachung, durch Überspitzung und — in seinem letzten Buch — durch eine fast gereizte Härte. Sein Buch enthält auch auf religiösem Gebiet neben erfreulich klaren, christlichen Worten manche Schiefheiten. Es überrascht, daß ein so ehrlicher und unabhängiger Geist von billigen Vorurteilen nicht loskommt, so wenn er, um Voltaire reinzuwaschen, die Jesuiten belastet. Auch über die evangelische Kirche finden sich sehr harte Urteile. So erfrischend unzünftig dieser Schriftsteller frei von der Leber weg redet, so hat eine solche Unbekümmertheit doch auch ihre ersten Nachteile. Dennoch sei das viele Wertvolle und vor allem das Kernanliegen des Buches, für eine deutsch-französische Verständigung zu werben, von Herzen anerkannt.

Mit ungeteilter Freude liest man das Sonderheft „Frankreich“ der „Universitas“, Tübingen. Es ist ein Buch von 144 Seiten. Das lichte Kleid der Kathedralen ist sein Schmuck: Paris, mit der wundervollen Ausgewogenheit der Fassade von Notre-Dame, Chartres — „ist es nicht Frankreichs Akropolis?“ (Rodin) —, Amiens, Reims . . . Ausgesuchte Seiten der Großen seiner Vergangenheit durchleuchten es: Descartes, Vauvenargue, Taine, Rodin, Bergson. Bedeutende Geister seiner Gegenwart sprechen zu uns, unbefangen und klar, in der unerreichten Anmut französischen Stils, der wahrlich alles andere ist als leere Phrase und durch die Übersetzung hindurch noch auf uns wirkt: Jacques Maritain, Albert Béguin, Gabriel Marcel vertreten das christliche Denken, André Gide, Paul Valéry und Jean-Paul Sartre das nichtchristliche. Sartre spricht als einziger eine leidenschaftliche, scharfe Sprache. Fühlt er sich von allen am unsichersten? Daneben kommen bedeutende Naturwissenschaftler wie Maurice de Broglie zu Wort. Das ganze Gebiet des Geistes wird in knappen und lockereren Beiträgen abgeschrieben. Maritain spricht über Krise und Kraft des Glaubens: „Der Glaube an den Menschen lebt neu auf, wenn er im Überirdischen verwurzelt ist: Der Glaube an den Menschen ist durch den Glauben an Gott gerettet.“ Trotz allen Irrens und aller Mühsal bereitet sich „ein Zeitalter der größeren Menschenwürde und der wachsenden Liebe vor: ein Zeitalter unter Gott.“

Albert Béguin, der über die deutsche Romantik geschrieben hat und durch schöne Bücher über Bloy und Péguy bekannt geworden ist⁴, gibt einen Überblick über die

französische Dichtung seit 1939, der viel mehr ist als eine bloße Aufzählung und worin er dartut, „daß Frankreich eine seiner reichsten dichterischen Epochen erlebt“. Dagegen muß Gabriel Marcel dem französischen Theater der Gegenwart vorwerfen, daß sein Schaffen durch Verworrenheit gekennzeichnet sei. Er setzt sich mit Sartre auseinander: „Man fragt sich, ob der Dramaturg eigentlich das Recht habe, die Gesetze eines gewissen grundlegenden Anstandes zu übertreten; am Ungeheuerlichen Gefallen finden, heißt das nicht irgendwie, Verrat üben?“ (zu Huis-Clos, das die Folter zum Thema hat). „Bei Sartre scheint alles vom Gehirn zu kommen, nichts steigt aus dem Herzen oder aus den Tiefen des Lebens.“ Marcel spricht von einer Flucht moderner Theaterdichter in die Mythologie. Positiv wertet er Stücke wie *Termitière* von Bernhard-Charles Miel, in dem das soziale Problem unserer Tage mit großer Ehrlichkeit angepackt werde, und *Plainte contre Inconnu* von Georges Neveux. Dieses „schöne Stück“ könne als „ein gültiges Zeugnis über die zeitgenössische Unruhe angesehen werden. Das Drama spielt sich auf dem Gebiet des Übernatürlichen ab.“

Maurice de Candillac weist auf den Einfluß der deutschen Philosophie im französischen Denken hin, der von Nikolaus von Kues und Leibniz bis zu Jaspers und Heidegger sich erstreckt. Andere Beiträge geben ein Bild vom Stand der naturwissenschaftlichen Forschung in Frankreich: Stoffumwandlungen, Kosmosstrahlung, Medizin. Eingestreut sind Literaturübersichten und Berichte über Hochschulwesen und Sammlungen. Auch der Kirchen und ihrer Friedensarbeit wird gedacht. Von Kardinal Saliège sind markige Sätze aus einem Hirtenbrief über die Hoffnung abgedruckt, die wie alles, was wir aus der Feder dieses bedeutenden Kirchenfürsten kennen, etwas Starkes und Packendes an sich tragen.

Nirgends findet sich in dem ganzen Heft aufdringliches Anpreisen oder Belehren. Ganz von selbst erwächst aus diesem Aufenthalt in französischer Atmosphäre die frohe Erkenntnis, daß es ein Frankreich gibt, das geistig und frei, das edel und unserm eigenen Besten bei aller Verschiedenheit ebenbürtig und verwandt ist. Das Anliegen, das Dr. Serge Maiwald bei der Herausgabe der Zeitschrift leitet, die abendländische,

loff (Schweiz) 1944. *La Prière de Péguy* (130 S.) *Les Cahiers du Rhône*, Juin 1944, Neuchâtel (Schweiz).

⁴ Léon Bloy, *L'Impatient* (278 S.) Eg-

christlich-humanistische Tradition der Universität zu vertreten, ist in dieser Sondernummer vorbildlich erfüllt. Sie ist ein wertvoller Beitrag zum geistigen Austausch zwischen unseren Völkern.

Unter dem Titel „Frankreich gestern und heute“ kündigt der Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn, eine Hefreihe von Anton Hilckmann an, deren erstes Bändchen vorliegt⁵. Mit dem Frankreich von gestern ist das von 1940 gemeint. Hilckmann schildert mit besonderer Rücksicht auf den katholischen Anteil die Widerstandsbewegung und ihre Presse; er gibt einen Einblick in einige während des Krieges erschienene Bücher: Godin und Daniel: *La France, pays de mission?*, Kanters: *Essai sur l'avenir de la religion*, Vercors: *Le silence de la mer*, und spricht von den neuen Wegen der Seelsorge in Frankreich. Es sind lockere Reportagen, die offenbar im Lande selbst entstanden sind und denen man sprachlich und sachlich eine gründlichere Verarbeitung wünschte. Es fehlt nicht nur im letzten Kapitel über die deutschen Kriegsgefangenen an Kritik.

Inzwischen ist der Fastenhirtenbrief des Kardinals Suhard von Paris aus dem Vorjahr im Verlag der „Dokumente“, Offenburg, schon in zweiter Auflage deutsch herausgekommen. Er wird noch für längere Zeit denkende Leser beschäftigen und eignet sich ausgezeichnet als Grundlage für religiöse Studienkreise und Aussprachen⁶. Es ist ein Zeitdokument, dessen weitgespannter Gedankengang in der ganzen katholischen Welt Aufsehen erregt hat. Der Brief fragt nach der Einstellung des Christen zu den geistigen Mächten, die heute um den Menschen werben. Soll sich der Christ ihnen gegenüber versagen oder soll er es mit ihnen wagen? Die Antwort erwächst aus einer tiefen Darstellung vom Wesen der Kirche. Sie verbindet in ihrem geheimnisvollen Sein göttliche Transzendenz und irdisch-geschichtliche Sichtbarkeit; sie ist wie ihr Meister und Stifter selbst göttlich und menschlich zugleich. So steht die Kirche jeweils gleichzeitig über aller Zeit und ihren sich wandelnden Anschauungen und doch auch mitten in jeder Zeit. Der Christ ist nicht von dieser Welt und muß doch mitten in der Welt schaffen

wie seine Brüder auch. Modernismus und Integralismus sehen beide an dem umfassenden Geheimnis der Kirche vorbei. Sie sind beide eine Verstümmelung ihres Wesens. Der Christ muß den Mut aufbringen, in die Auseinandersetzung hineinzusteigen, ohne seine Sendung zu verraten.

In diese großen Zusammenhänge ist die Frage nach dem Stand der Kirche Frankreichs mit hineinverwoben. Die Lage ist gekennzeichnet durch eine erschreckende Entfremdung der Massen und, auf der andern Seite, den heiligen Eifer einer wachsenden und nicht nur auf die Oberschichten beschränkten Elite, vor allem aber durch einen missionarischen Willen, der entschlossen neue Wege sucht. Aber dieser Wille ist nicht auf die äußere Tat allein gerichtet. Er richtet sich zu allererst auf das Denken. Das neue Apostolat muß mit einem neuen Denken beginnen und hat der Auseinandersetzung mit dem modernen Denken standzuhalten, um es zu überwinden. So gehört dieses Hirtenwort als Haltung und als Inhalt in das Bild des heutigen Frankreich.

Alle Gegenwart wächst aus geschichtlichen Gründen. Wenn zu Anfang von der Hypothek die Rede war, welche die Gegenwart belastet, so bleibt daneben das unerschöpfliche Werk einer Aufhellung der Vergangenheit zu leisten. Wenn derartige Veröffentlichungen auch indirekter einer Verständigung dienen, so tun sie es vielleicht um so unauffälliger und wirksamer. Julius Heyderhoff legt als „französischen Geistespiegel“ einige Aufsätze von Karl Hillebrand vor, der, 1823 geboren, 1849 als Revolutionär nach Frankreich floh, dort zwanzig Jahre lebte, zeitweise als Sekretär Heines, und nach zahlreichen Veröffentlichungen über europäische Fragen im Jahre 1884 starb⁷. Behandelt werden Doudan, Balzac, Buloz, Sainte-Beuve, Prosper Mérimée, Graf Circourt und Thiers. Es ist reizvoll, dieses Deutsch zu lesen, das hundert Jahre alt ist und doch kaum von seiner geschmeidigen Gepflegtheit eingebüßt hat. „Vielleicht ist es ein glückliches Zusammentreffen, daß zu einem Zeitpunkt, wo nach der zweiten Weltkriegskatastrophe Deutschland und Frankreich sich anschicken, ihre so lang unterbrochene Aussprache... wieder aufzunehmen, die Sammlung Karl Hildebrands erscheint. Wer wie er so verschiedenartige Menschen einer fremden Nation mit so tiefer Einfühlungskraft in ihr eigenstes Wesen le-

⁵ Frankreich gestern und heute, Heft 1 (112 S.) Paderborn 1947, Ferdinand Schöningh.

⁶ *Essor ou déclin de l'Eglise?* Paris, Les Editions du Vitrail. — Aufstieg oder Niedergang der Kirche? (87 S.) Offenburg/Baden, Verlag der Dokumente.

⁷ *Französischer Geistespiegel 1830—1880* (162 S.) Düsseldorf 1947, L. Schwann.

bendig zu machen, so vornehm und gerecht zu beurteilen, wahrer Größe zu huldigen und verletzten Nationalstolz mit Schonung zu behandeln weiß, ist zur Teilnahme an dieser Aussprache mit den besten Fähigkeiten ausgestattet.“ Die Grundeinstellung ist die des liberalen Denkens.

Nicht zuletzt führen auch die Wege der Dichtung zum tieferen Verständnis fremder Länder und in das Herz eines fremden Volkes. So möchten wir zum Schluß noch zwei Sammelbändchen nennen: Novellen, Legenden und Schwänke aus dem Frankreich des 12.—16. Jahrhunderts, die Erhard Lommatzsch mit philologischer Treue verdeutscht und mit wissenschaftlichen Nachweisen versehen hat⁸, und eine Lese aus den Texten des 17. Jahrhunderts, die Eduard von Jan eingeleitet und herausgegeben hat⁹. Spricht aus den alten Geschichten die schlichte Derbheit des Volkes, die Freude am Schwank und am Fabulieren, so führt der Auswahlband französischer Klassik auf eine angenehme und doch lehrreiche Weise von Malherbe und seinem Kreis über Corneille, Boileau, Racine und La Fontaine bis zu Fontenelle und Fénelon. Anmerkungen und verbindende Texte machen das schmale, gut ausgestattete Buch zu einem wertvollen Führer durch das „große Jahrhundert“. Wie reich ist doch die geistige Welt dieses Volkes! Und wie sehr ist zu wünschen, daß die europäische Gemeinschaft des Geistes, die uns hier auf Schritt und Tritt begegnet, zu einem politischen und menschlichen Sich-Vertragen führen möchte, zu einem Wiederaufstehen des Abendlandes — nicht in einer unechten und unwirksamen Romantik, sondern zu einer freien und realistischen Brüderlichkeit, die jedes Volk sich in seiner Eigenart frei entfalten läßt, verhindert, daß sie feindlich gegeneinander wenden, was doch ein Beitrag sein sollte für den gemeinsamen Reichtum und für den Austausch echter Liebe.

Franz Hillig S. J.

ANDERE GÖTTER

Von Pearl Buck, einer in Deutschland besonders beliebten amerikanischen Schriftstellerin, erschien vor einigen Jahren bei Mac-

⁸ Geschichten aus dem alten Frankreich, übertragen von Erhard Lommatzsch (238 S.) Frankfurt am Main 1947, Verlag Josef Knecht.

⁹ Französische Klassik, eine Lese aus Texten des 17. Jahrhunderts, eingeleitet und herausgegeben von Eduard von Jan (203 S.) Leipzig 1947, S. Hirzel.

millan & Co. in London eine amerikanische Legende mit dem Titel: „Andere Götter“. In der Vorrede sagt Pearl Buck, daß sie das Buch allen jenen unseligen Wesen widme, die durch irgendeinen Zufall von ihren Mitmenschen zu Göttern erhoben wurden — für den Augenblick oder für die Ewigkeit. Ganz wenige sind groß genug, der Anbetung standzuhalten. Es ist auch gleichgültig, ob sie ihre Gottähnlichkeit aufrecht erhalten konnten oder nicht; sie waren ja keine Menschen mehr, sie waren zum Symbol dessen geworden, was sich ihre Mitmenschen unter einem Gotte vorstellten. Nie kann solch ein unseliges Wesen mehr Mann, Gatte, Vater, Bürger sein! Sein Alltagsleben ist ihm entwendet — und unersetzlich ist dieser Verlust für ihn wie für alle Götter. Sein Herz ist voller Bitterkeit, und es ist dabei gleichgültig, ob er seine Gottähnlichkeit schätzt oder verachtet, ob sie von langer oder kurzer Dauer ist.

Der Held der Legende ist Bert Holm, ein amerikanischer Autoschlosser, der sich als solcher einer englischen Himalaya-Expedition anschließt, da seine größte Leidenschaft das Bergsteigen ist. Auf der letzten Station vor Ersteigung des Therat erkrankt plötzlich einer der Wissenschaftler schwer, und die Expedition muß abgebrochen werden. Bert Holm benutzt den letzten Tag vor dem Aufbruch, um allein, ohne jede Kenntnis der drohenden Gefahren, den Gipfel zu ersteigen. Es gelingt ihm, und als er um Mitternacht zum Lager zurückkommt, verbrannt von Schnee und Sonne, mit Augen noch trunken von dem Erfolg — erhält er seine Entlassung.

Nach ein paar Wochen weiß ganz Amerika, was er vollbracht hat. Was er getan, war natürlich Wahnsinn, aber da es erfolgreich gewesen war, so zählte der Wahnsinn nicht. Es war eine Zeit tiefster Depression in Amerika, und in diese allgemeine Hoffnungslosigkeit schlug das Abenteuer Bert Holms wie ein Licht vom Himmel. Hier war der Held, an dem ein ganzes Volk sich wieder aufrichten konnte. Daß er schön war — groß, blond, blauäugig und ganz ungebildet —, erhöhte noch seinen Reiz.

Von diesem Augenblick an hatte Bert Holm sein Privatleben verloren und war zum Gott geworden, den eine bedauernde, sensationsdurstige Nation anbetete. Den Reportern sagte er, daß er in seinem Leben immer das durchgesetzt habe, was er sich vorgenommen hatte, und getreu diesem Prinzip heiratete er vor der Rückkehr nach Ame-